

Musik und Gesellschaft, Berlin  
1982/2

Agnes Losonczi: Bedarf, Funktion, Wertwechsel in der Musik (Musiologia Hungarica 7), Akadémiai Kiadó, Budapest 1980, 185 Seiten

Das vorliegende Buch gründet auf drei soziologischen Erhebungen, die die Verfasserin von 1962 bis 1966 in der VR Ungarn durchführte, und zwar auf einer Repräsentativumfrage unter Arbeitern eines Budapester Großbetriebes, einer vergleichenden Analyse des Musiklebens in einem Agrar-, einem Industrie- und einem industrialisierten Agrardorf sowie auf der (nicht-repräsentativen) Untersuchung der musikalischen Kompetenz von Hörern sogenannter „ernster“ Musik. Die Konzeption dieser Erhebungen ist bemerkenswert originell, phantasievoll und daher auch anregend. Untersucht wurden zum Beispiel die Beziehungen zwischen Arbeitstätigkeit, Lebensmilieu und der Wahrnehmung spezieller akustischer Umgebungen, die Auswirkungen der Urbanisierung auf die Veränderung des musikalischen Funktionsgefüges, die „emotionelle Motivierung des musikalischen Anspruchs“ (S. 45), die Häufigkeit einzelner musikalischer Aktivitäten, die Einstellung zu musikalischen Genres (in ihrer Abhängigkeit von Alter, Beruf, Bildung und Lebensweise) sowie die Verträglichkeit dieser Wertorientierungen und ihre wechselseitige Vermittlung. Weitere Themen sind der Einfluß „der neuen Gesellschaftsordnung auf die Wandlung des musikalischen Verständnisses“ (S. 98), der Funktionswandel musikalischer Gattungen, die Struktur der Konzertprogramme im Zeitraum 1950–1965 und Typen des Verhaltens in der Musikrezeption.

Ein breites Spektrum von Fragestellungen also, deren Abhandlung im vorliegenden Text freilich nur auf äußerst unterschiedlichem qualitativem Niveau gelingt. So finden sich neben glänzenden theoretischen Ausführungen – etwa zum Zusammenhang zwischen ästhetischer Sensibilität und der Apperzeption nicht-künstlerischer Alltagserscheinungen (S. 29 ff.), zur Funktion des ungarischen volkstümlichen Liedes (S. 121 ff.) – zuweilen erstaunlich unreflektierte, ja, sogar flache Thesen. Beispielsweise jene, daß die „Voraussetzungen für den bewußten Kunstgenuß, die Möglichkeiten des verständnisvollen Musikhörens und infolgedessen auch die Fähigkeiten hierfür ... im Dorfe noch nicht entstanden“ seien (S. 44). Oder die Behauptung, die „stärkere Wirkung der lebendigen“, das heißt, nicht durch technische Medien vermittelten, Musik stelle „eine erwiesene Tatsache“ dar (S. 107). Hier kleiden sich – an theoretisch zentralem Ort – ästhetische Normative ins Gewand des empirisch Unanfechtbaren, ohne dafür auch nur die Spur einer Rechtfertigung beibringen zu können.

Allerdings gerät die Solidarität des vorliegenden Buches auch dort ins Zwielficht, wo ausdrücklich empirische Befunde vorgewiesen und interpretiert werden. Das hat zwei Ursachen: Zum einen bleiben die methodischen

Aspekte der Datenerfassung und -auswertung (ungeachtet eines methodologischen Anhangs von drei Seiten) allzusehr im Schatten, als daß der soziologisch versierte Leser eine triftige Bewertung der Resultate vornehmen könnte. (Da zahlreiche Informationen auf nicht-standardisiertem Wege erhoben und erst nachträglich durch content-Analyse klassifiziert wurden, ist dieser Mangel gravierend.) Zum anderen sind die mitgeteilten Daten sehr oft in sich selbst widersprüchlich, so daß begründete Zweifel an ihrer – bereits numerischen – Stabilität angemeldet werden müssen. Ein besonders drastischer Beleg: Die Häufigkeit, mit der die Werke Bartóks und Kodálys in Konzertprogrammen vertreten sind, wird auf S. 145 tabellarisch, auf S. 143 in einem Diagramm erfaßt; beide Darstellungsformen jedoch operieren – obwohl eindeutig aufeinander bezogen – mit weitgehend differenten Werten (im Diagramm wurde überdies die Kurve Bartóks mit derjenigen Kodálys vertauscht). Der kommentierende Text gar springt zwischen beiden Datenträgern hin und her; welcher „der richtige ist“, darf erraten werden. Ähnliches geschieht des öfteren (vergleiche die Inkoinzidenzen zwischen Text und Diagramm auf S. 41 unten und S. 42 oben; desgleichen S. 88; ferner die Abweichungen zwischen S. 56/57 und 59 oben). Ob diese Unzulänglichkeiten (denen sich die amateurhaft-unbeholffene Darstellung statistischer Prozeduren zugesellt) mangelnder wissenschaftlicher Aufbereitung, den Fährnissen der Übersetzung oder einer indiskutablen Drucklegung geschuldet sind, kann hier nicht entschieden werden, ist letztlich aber auch unwichtig. Denn eine soziologische Studie, deren Zahlen nicht zu trauen ist, erfährt – so oder so – eine Wertminderung, die nicht empfindlich genug registriert werden kann.

Christian Kaden



K. Adal